



Wenn man nicht schreiben «darf»

Es gibt für alle schriftstellerisch Tätigen ab und zu eine Gelegenheit, schreiben «zu dürfen», nämlich in jenem glückhaften und keineswegs alltäglichen Moment, in welchem sich, meist unverhofft, ein Einfall meldet. Und späterhin auch dann, wenn dieser Einfall, erfreut oder gar euphorisch zu Papier gebracht, noch auf seine Ausarbeitung wartet, auf Weiterführung und Entwicklung. Auch diese Schreibearbeit ist ein Dürfen, wenngleich sie mit konzentriertem Feilen, mit Streichen und endlos variiertem Ergänzen einhergeht, mit der rastlosen und harten Arbeit sprachlicher Konstruktion und inhaltlicher Gestaltung, dazwischen auch immer wieder mal mit einem ratlosen Innehalten. Diese Annäherung an ein bestmögliches literarisches Ziel zählt ebenfalls zu diesem «Schreiben dürfen», auch wenn sie oft genug mit dem sprichwörtlichen Paar von «Schweiss und Tränen» verbunden ist.

Daneben gibt es für einige wenige Auserwählte der Schreibzunft manchmal auch die Gelegenheit, schreiben «zu müssen». Zum Beispiel dann, wenn jemand als Writer in Residence, als Stadtschreiberin oder ganz einfach als Stipendiat für ein paar Wochen oder Monate auf Kosten einer Gemeinde, einer Stadt oder einer kulturellen Institution in einer Schriftstellerwohnung, in einem einsamen Turm, einem Gartenhäuschen – oder in einem althehr-

würdigen Haus im Münstertal residieren wenn nicht gar logieren darf. Als Gegenleistung wird in aller Regel eine literarische «Ausbeute» erwartet, die dann in einer öffentlichen Lesung und manchmal sogar in einer Publikation gipfelt.

Letzteres, nämlich ein mehrwöchiger Aufenthalt in der Chasa Parli im Bündnerischen Münstertal, betreut von dem dort ansässigen Autor Tim Krohn, fiel dem Innerschweizer Schriftsteller Romano Cuonz zu. Eine alle zwei Jahre erscheinende Ausschreibung der Zentralschweizer Kantone machte dies möglich. Das historische Bündner Haus wird jedes Jahr einigen ausgewählten Autorinnen und Autoren mit Sitz in der Innerschweiz oder mit Bezug zu einem ihrer Kantone zur Verfügung gestellt, damit sie darin konzentriert an ihrem Werk arbeiten können. Mitgebracht hatte Cuonz die ersten Kapitel eines Romans, an dem er weiterschreiben wollte. Doch leider «durfte» er nicht, denn die zündenden Gedanken wollten sich nicht einstellen. Aber er «musste» doch, ganz klar, zum Schreiben war er schliesslich hergekommen, dafür sass er jetzt, mitten im Winter, zusammen mit anderen Schreibenden, in diesem Haus. Es wurde gekocht, man tauschte sich aus, Feste wurden gefeiert, und täglich lockte die verschneite Landschaft auch zu Wanderungen und Spaziergängen. Daneben



wurde immer wieder mal ein bisschen geschrieben.

Cuonz war gefordert. Es fiel ihm nichts ein. Und er tat das einzig Richtige. Er spazierte, er betrachtete die alltäglichen Dinge in der Gegend, die winterliche Landschaft, das Schneien, eine klappernde Mühle, das alte Kloster. Er verschrieb sich dem phänomenologischen «ersten Blick», der die Dinge gleichsam mit den staunenden Augen eines Kindes betrachtet, mit Augen, als hätten diese die schon tausendfach gesehenen und vertrauten Erscheinungen dieser Welt zum ersten Mal wirklich wahrgenommen. Aus dieser autodidaktischen Schule des Gehens und des Sehens entstanden ein paar wenige sprachliche Perlen: Gedichte!

An dieser Stelle entweicht der Kehle der einen oder der anderen Leserin möglicherweise ein leiser Aufschrei. Kann das denn gut gehen? Gibt es nicht schon viele tausend überflüssige, durchschnittliche Gelegenheitsgedichte, die ihre wahre Identität, nämlich in Wirklichkeit Verlegenheitsgedichte zu sein, nur schlecht kaschieren können?

Hier ist dieser naheliegende Verdacht nicht am Platz. Denn zu unserem Glück ist Cuonz als Schriftsteller auch in seiner

Obwaldner Mundart heimisch. Und allein schon die literarisch sehr spärlich begangenen Pfade eines dialektalen Idioms bergen einen poetischen Zauber in sich, den unser Autor in jedem seiner Gedichte ganz beiläufig und mit einer selbstverständlichen Leichtigkeit einzulösen weiss. Romano Cuonz brachte seine Gedichte ohne Ambitionen zu Papier. An eine Veröffentlichung dachte er dabei nicht.

Es war dann Angelo Garovi, alt Staatsarchivar des Kantons Obwalden und emeritierter Professor für Deutsche Philologie an der Uni Basel, der nicht lockerliess, bis das Projekt eines Büchleins realisiert war. Verschiedene Obwaldner Institutionen ermöglichten die Finanzierung des Vorhabens. Im weitgereisten Koch, Hotelier und Schriftsteller, dem Münstertaler Autor Plinio Meyer, fand sich der geeignete Mann, welcher die Verse kongenial aus dem Obwaldner Dialekt ins Rätoromansche zu übertragen wusste, notabene in die Sprache von Cuonz' Grossvater. Der Autor ist sogar der Meinung, die Sprachmusik seiner Gedichte in der Romanschen Version sei noch schöner als die ursprünglich obwaldnerische. Und damit auch jedes der sechs Gedichte im gesamten deutschen Sprachraum zu verstehen

ist, gibt es neben der romanischen auch noch eine hochdeutsche Version, diese aus der Feder des Verfassers.

Nur sechs Gedichte? Und das soll ein Buch ergeben? Die Frage ist berechtigt. Doch erstens stellt Lyrik die Form einer literarischen Verdichtung par excellence dar, sodass sechs substanzielle Kurztexte eine Publikation weit mehr rechtfertigen als sechzig geschwätzige Langgedichte. Zweitens sind es mit den Übertragungen ins Rätoromanische und ins Hochdeutsche nicht nur sechs, sondern achtzehn Gedichte, besonders wenn man davon ausgeht, dass jedes Gedicht, welches in eine andere Sprache übertragen wird, wieder ein neues Gedicht ergibt, mit anderen Worten: dass es unmöglich ist, ein Gedicht eins zu eins zu übersetzen. Nur schon dem Wahrheitsgehalt dieser These lesernderweise nachzuspüren, lohnt die Lektüre des Bändchens. Und drittens schliesslich sind die achtzehn Gedichte mit einer Art Mantel umhüllt: Ein lesenswertes Vorwort von Regierungsrat Christian Schäli eröffnet das Büchlein, und ein ausgedehntes und höchst fundiertes Nachwort aus der Feder von Angelo Garovi, gespickt mit interessanten literarischen Querverweisen samt Textbeispielen

(Heinrich Federer, Julian Dillier, Minnesänger Heinrich Rost Kilchherr zu Sarnen) beschliesst dieses.

Insgesamt ein geglücktes kleines Lektüre-Bijou, durch wenige Farbfotografien aus der Kamera des Autors passend illustriert, in welchem sich obwaldnerische und rätoromanische Poesie in faszinierender Weise ergänzen, wenn nicht sogar gegenseitig durchdringen. Und ein Beispiel dafür, dass mit einer unpräntösen Schreibeinstellung machmal durchaus eine literarische Ernte winkt, wenn man für einmal nicht schreiben «darf», sondern schreiben «muss». Vorausgesetzt allerdings, dass man sich an diesem Mühsen nicht festbeisst, sondern loslassen und geduldig warten kann, bis sich eine Gelegenheit des Schreibendürfens einstellt.

Cuonz, Romano: *Gedichte im Obwaldner Dialekt*, ins Hochdeutsche übertragen vom Autor und ins Rätoromanische von Plinio Meyer, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Angelo Garovi. Erhältlich über den Autor: info@cuonz.ch.

Erwin Messmer



Textbeispiel

Gränzä

Sisyphusarbed vo dä Maarchstäi:

Gsetzt i Land, wo niämertem gheerd,
Mäntschä und Sprachä trennä.

Schneewasser fliässt ubrämsed
verby: am Meer zuä.

Uf Bärggräät, zwischä Lender,
Spuirä vo Soldatä.

Patina us Roscht –
sie lescht uf de Dänkmäler
syferli d Nämä.

Cunfin

Lavur da Sisifus dals craps da cunfin:

Erets illa terra da ningün,
umans e linguas separan.

Aua da naiv cula sainz'intops
speravia: vers il mar.

Sün munts, tanter pajais,
fastizzis da sudats.

Patina da ruina –
chi stüda cul temp,
ils noms dals monumaints.

Grenze

Sisyphusarbeit der Grenzsteine

Gesetzt in tristes Niemandsland,
Menschen und Sprachen trennen.

Schneewasser fließt ungebremst
vorbei: dem Meer zu.

Auf Bergen, zwischen Ländern,
Spuren von Soldaten.

Patina aus Rost –
sie löscht auf den Denkmälern
nach und nach Namen.